Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Die Doppelgängerin
Autor: Henne am Rhyn, Otto
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572578

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Doppelgängerin.

Aus den hinterlassenen Papieren eines Freundes,

herausgegeben von **Otto Henne am Rhyn**, St. Gallen.

1. Fröhliche Herzen.

Das war ein höchst fideles und frohsinniges Leben unter den Studierenden an der Hochschule Bern in der Mitte der vierziger Jahre. Die gleichzeitigen Freischarenzüge, die Vorboten des Sonderbundskrieges und der radikale Umschwung im Kanton Bern thaten diesem Leben durchaus keinen Eintrag; im Gegenteil, sie trugen dazu bei, engherzigen und steifen Trink- und Paukcomment in den Hintergrund zu drängen. Man trank freilich oft genug auch über den Durst; aber man hielt es für lächerlich, aus dem peinlichen „Nachkommen" von so und so vielen Biergläsern eine wichtige Angelegenheit zu machen, und wer nicht so viel vertragen mochte, wurde deshalb nicht scheel angesehen. Als ein Idiot geradezu wäre mit homerischem Gelächter verspottet worden, wer einen Andern wegen angeblichen „Fixierens" auf die Mensur gefordert hätte, während dagegen nicht allzuselten infolge tiefgehender Verletzung des Ehrgefühls oder wegen schnöden Bruchs früherer Freundschaftsgelübde recht blutige Waffengänge ausgefochten wurden. Kleinlich-schneidige Rempeleien verhinderte schon die politische Lage. Von einseitiger Parteibüffelei war dabei keine Rede; vielmehr lebte man hohen Idealen der Humanität und des Patriotismus und nahm für jene Männer Partei, die ihr Leben dem Kampf für Licht und Recht, für Gewissens- und Redefreiheit widmeten und gegen alle Pläne der Verfinsterung und Volksverdummung kühn in die Schranken traten.

So stand es, und damals lernte ich sie kennen. Emilie Stricker, in meinen mehr feurigen als korrekten Gedichten Mila genannt, war die Tochter eines Kaffeewirtes an der Spitalgasse. Eine schlanke, nicht allzu große Gestalt mit vollendeten plastischen Formen, bot sie einen eigentümlichen Reiz durch ihr dichtes, blauschwarzes Haar, das über einer edlen Stirne thronte und mit den Augen harmonierte, die so ungewöhnlich tiefblau waren, daß sie nahe an Schwarz grenzten. Diese Augen gaben ihr, so freundlich ihr Gesicht lächeln konnte, bei gewissen Affekten beinahe einen dämonischen Charakter, der bis ins Innerste erschauern zu machen imstande war.

Im „Café Suisse" (so hieß bei der in Bern beliebten französischen Benennung der Wirtschaften das Kaffeehaus, das sich freilich nur sehr bescheidener und wenig geräumiger Lokalitäten im ersten Stockwerk erfreute) kamen allabendlich Trüppchen von Studenten zusammen, die meist der damaligen, weder raufluftigen noch duckmäuserischen, sondern in Idealen lebenden Verbindung Helvetia angehörten, die gegenüber dem damals etwas verknöcherten Zofingerverein eine rege Teilnahme an den brennenden Fragen der Tagespolitik anstrebte. Ich war noch ein junger Akademiker, soeben erst immatrikuliert und, so sehr ich mich zu jener Helvetia hingezogen fühlte, ihr noch nicht beigetreten. Doch besuchte ich das Café Suisse, wenn nicht regelmäßig, doch ziemlich oft, und das hatte einen besondern Grund. — Noch angehender Gymnasiast, war ich von meinen Schwestern veranlaßt worden, mich an einem in befreundetem Familienkreise veranstalteten Jugendschauspiel zu beteiligen, worin Mila, Mitschülerin der teilnehmenden Mädchen, die Hauptrolle spielte. In einem kleinen Zauberstück stellte sie „die Fee des Brunnens" vor und übte dabei einen solchen Eindruck auf mich aus, daß ihr Bild sich in meinem Herzen festsetzte. In dem darauffolgenden Familienstück spielte ich den Vater und sie die Tochter, und das war geeignet, sowohl meine Liebe zu vertiefen, als auch eine Neigung zum Theater in mir zu begründen, die erst nach vielen Jahren durch die am Ende dieser Erzählung zu schildernde Katastrophe zerstört wurde.

Eines Abends, es war im Anfang des Jahres 1847, ging ich bei eintretender Dämmerung, wie gewohnt, nach Beendigung meiner täglichen Arbeiten, mit denen die Kollegien ergänzt wurden, auf die Plattform des Münsters, wo es mir ein Hochgenuß war, die Alpen in ihrem je nach der Jahreszeit wechselnden Anblick zu betrachten. Es war ein sehr milder Winter; noch lag kein Schnee, und statt der Eiseskälte herrschte eine erquickende Frische. Geisterhaft blickten die Riesengipfel herüber, die Aare rauschte über die Schwelle ihr eintöniges Schlummerlied, und die entlaubten Bäume glänzten im Licht der Gaslaternen. Eben war ich auf meinem Rundgang bei der obern Eingangspforte angekommen, als ich neben meinem Schatten einen zweiten und zwar einen weiblichen auftauchen sah. Ich blickte mich um und sah — Mila vor mir. Sie trug ein kokettes Pelzmützchen und sah reizend aus. Wir grüßten uns freundlich, und ich drückte ihre kleine behandschuhte Hand mit Innigkeit. Sie lächelte anmutig: „Guten Abend, Herr Halm," hauchte sie, „Sie wundern sich gewiß, mich so spät hier zu sehen?"

„O mein Fräulein, ich wundere mich nicht über diese Gunst des Schicksals, ich nehme sie dankbar an."

„Eine kleine Gunst, Herr Halm!" Ihre Augen blitzten.

„O Fräulein Mila, Emilie wollt' ich sagen, . . ."

„Bitte, bleiben Sie bei dem reizenden Namen, den Sie mir geben, er ist schöner als der meinige."

„Wie lieb von Ihnen, Mila; aber ich nehme Sie beim Wort und bitte um Revanche. Nennen Sie mich Harald."

„Ah, welch' nordischer Wikinger," lachte sie.

„Eine Liebhaberei meines Vaters," versetzte ich. „Aber, Fräulein Mila, sagen Sie mir, haben Sie Eile, nach Hause zu kommen?"

„O, so gar große nicht, Herr Harald," welchen Namen sie stets mit etwas komischer, aber graziöser Feierlichkeit betonte. „Ich komme eben, wie Sie an dieser Mappe sehen, aus der Musikstunde; aber warum fragen Sie?"

„Ich habe," versetzte ich, „großes Verlangen, ein wenig mit Ihnen durch diese Alleen zu bummeln."

„Sie norwegischer Bummler und Schwerenöter! warum denn das nicht? Ich komme noch immer früh genug nach Hause."

„Sie beglücken mich Mila; so lassen Sie uns denn bummeln."

Wir bogen um die Ecke und wandelten den westlichen Rand der Plattform entlang, dann längs der zur Matte abfallenden Mauer und an der östlichen Seite hin, dann wieder den gleichen Weg zurück.

„Ein wahres Labsal," begann ich, „nach schwerem Studium in schöner Gesellschaft dahin zu wandeln."

„Schmeicheln Sie doch nicht," schmollte sie und lenkte ab: „Was studieren Sie denn jetzt?"

„Theater, Mila, nichts als Theater! Sophokles, Aristophanes, Shakespeare, Schiller, Grillparzer u. s. w. Seit ich mit Ihnen spielte, lebe ich nur noch auf der Bühne."

„Ei, ei, Herr Harald, so ein gelehrtes Haus sind Sie? Und da soll ich auch noch schuld daran sein?"

„Eine Schuld, die Sie nicht drücken wird, Mila; denn ich hoffe, sie werde schöne Folgen haben."

„Wollen Sie etwa selbst zum Theater und ein großer Schauspieler werden?"

„Das nicht, aber dramatischer Dichter möcht' ich werden. Indessen vorübergehend, als Liebhaber, muß ich wohl oder übel die Bretter betreten, die die Welt bedeuten, und gerade darüber möchte ich mit Ihnen sprechen, Mila."

„Ach ja, ich weiß, daß Ihr Studenten zu einem wohlthätigen Zweck den Tell aufführen wollt. Aber was soll ich dabei?"

„Ja, Mila, das will ich Ihnen sagen! Ich soll den Rudenz vorstellen; dies ist aber Essig, wenns nicht anders wird. Man will mir so einen ungeschickten kleinen Gymnasiasten, der nicht weiß, wohin mit Armen und Beinen, als Bertha von Bruneck aufhalsen, und mit dem Tölpel fall' ich durch. Und da — ich falle gleich mit der Thür ins Haus, dacht' ich an Sie."

Der Schelm leuchtete aus ihren Augen, die im Dunkelwerden wie Glühwürmchen leuchteten.

„An mich, Harald? Ist das Ihr Ernst? Ich als einzige Dame unter lauter Studenten?"

„Desto mehr würden Sie glänzen! Uebrigens ist es nicht unmöglich, daß wir auch für Gertrud und Hedwig Damen finden. Aber Bertha bleibt der hauptsächlichste weibliche Charakter. Und ich kenne ja Ihre Begabung."

„Verschonen Sie mich, Harald!"

„Machen Sie mich glücklich, Mila!"

„Ach, ... nun, Ihnen zulieb will ich mirs überlegen."

„Gott erleuchte Sie, liebes Fräulein."

Ich hatte ihren Arm in dem meinigen. Ein sanfter Druck bezeugte das beiderseitige Einverständnis. Wir waren wieder bei der obern Pforte angekommen, durchkreuzten, ohne über unsern Weg ein Wort zu verlieren, den Münsterplatz, als verstände es sich von selbst, gingen durch die geheimnisvoll dämmerigen Arkaden der Kram- und Marktgasse dem Bärenplatz zu und stiegen, in der Spitalgasse angelangt, wieder wie selbstverständlich die Treppe zum Café Suisse hinauf.

Hier tönte uns lauter Gesang entgegen. Das Gastzimmer, in dichten Rauch gehüllt, war voll von Studenten meiner Bekanntschaft, die rotfunkelnden Walliserwein, der in mächtigen Maßflaschen aufgestellt war, sich schmecken und mehr kräftig als melodisch „In einem kühlen Grunde" steigen ließen. Als wir eintraten, unterbrach wildes Halloh den Gesang, und auf ein Zeichen des baumlangen Präses, Pump genannt, begrüßte uns die fidele Gesellschaft mit dem Chorus:

„Eduard und Kunigunde, Kunigunde, Eduard."

„Ans Klavier, ans Klavier, Fräulein," schrie der dicke Kamerad Wurst mit seiner Bierbaßstimme und schrieen ihm die Kommilitonen durcheinander nach.

„Sogleich, meine Herren," lachte Mila. „Lassen Sie mich nur erst ablegen." Ehe sie sichs aber versah, war der verliebte, zappelige Spund aufgesprungen, drei andere ihm nach, hatten ihr im Nu Mützchen, Mantel und Mappe abgenommen, und sie saß, ohne es zu wollen, auf dem Klavierstuhl.

„Ja, was soll ich denn spielen?" fragte sie.

„Die Troika, die Troika," scholl es einstimmig.

Die Troika oder das Dreigespann, ein russisches Volkslied, war vor kurzem in die Mode gekommen.

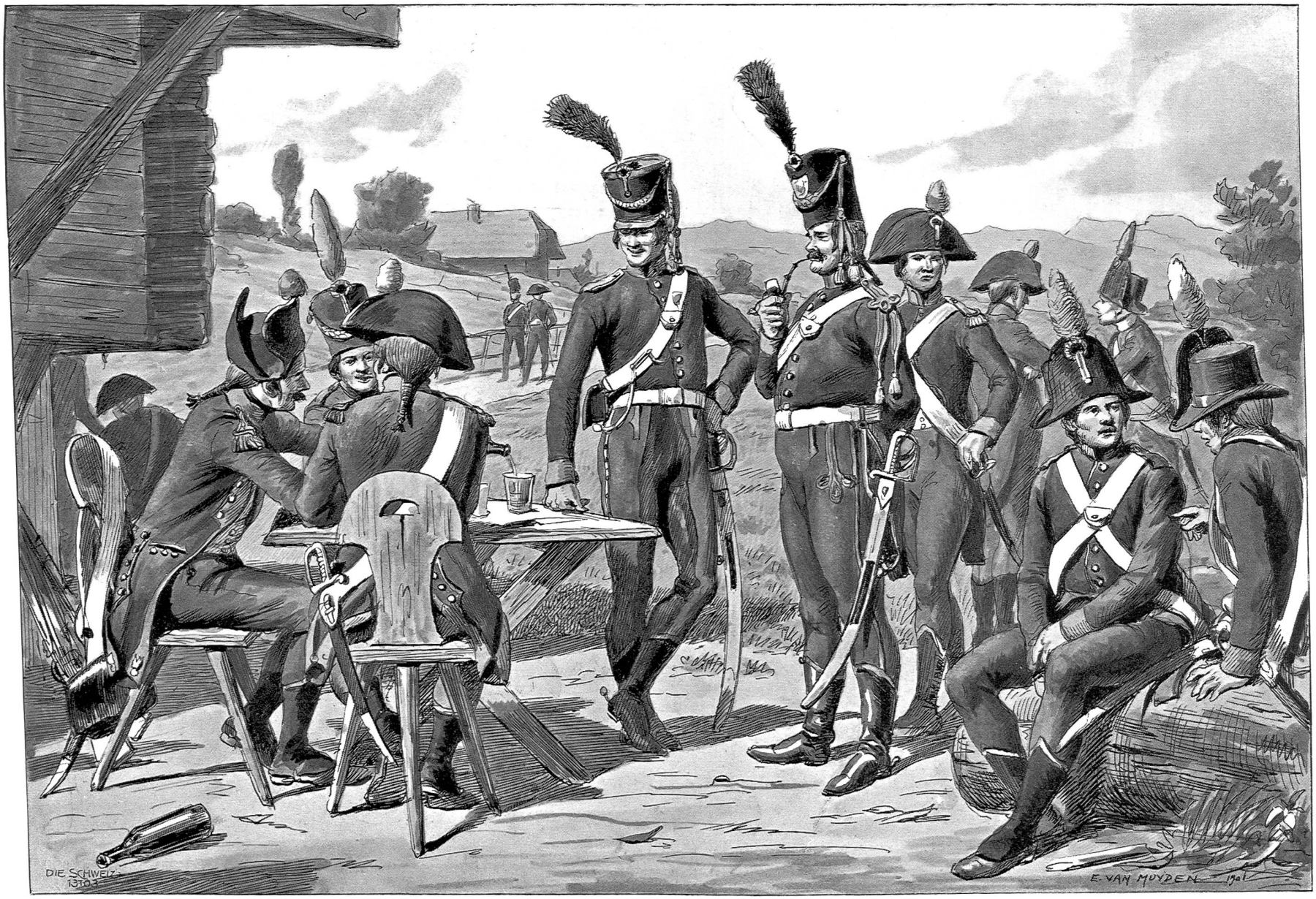
Die Stimmung war sofort eine andere geworden, als Mila mit Takt und Gefühl anschlug und mit wohlgeschulter Stimme sang. Die Hörer waren aufmerksam und lauschten begeistert, und als die dritte Strophe kam, fielen sie, mit fröhlichem Hinweis auf die Spielerin, kräftig ein:

„Lebt wohl, ihr Augen, ihr schönen blauen;
Denn ihr bereitet mir nur Schmerz!
Warum kann ich euch nicht mehr schauen,
An denen hing mein ganzes Herz?"

Und noch manche Lieder, nicht nur heitere, sondern auch melancholische, die aber die Stimmung nicht trübten, spielte Mila und sangen die lustigen Musensöhne mit, bis Mitternacht hereinbrach.

2. Hinter den Kulissen.

Triumphierend zeigte ich nach einigen Tagen dem die Proben zur Aufführung des „Tell" leitenden Doktor Singer, Dozenten der Aesthetik und Litteraturgeschichte an der Universität, die von Milas zierlicher Hand erhaltene Bereitwilligkeit, die Rolle der Bertha von Bruneck zu übernehmen, wenn die Herren sich mit ihren schwachen Kräften begnügen wollten. Der Herr Doktor lobte



Schweiz. Soldatenbilder von Evert van Muyden.

Bern anno 1804—1807.

meinen Eifer für die Sache, indem er mir lächelnd mit dem Finger drohte. Auch meine Kameraden unterließen es nicht, mich scherzend aufzuziehen und mir zu einer solchen Acquisition, wie sie es nannten, Glück zu wünschen. Mila aber war, als sie zur ersten Probe auf der am Tag halbdunkeln und unordentlich mit Requisiten überstellten Bühne des Stadttheaters erschien, der Gegenstand lebhafter Ovationen. Diese verstärkten sich noch, als sich herausstellte, daß sie ihre Rolle, die ich ihr herausgeschrieben, besser gelernt hatte, als die mitspielenden Studenten. Sie sprach aber auch ihre Verse tadellos, ohne Schweizeraccent und mit einer Betonung, die zeigte, daß sie völlig in den Geist der unsterblichen Dichtung Schillers eingedrungen war. Als unser Dialog im dritten Akt zu Ende und wir abgetreten waren, drückte ich ihr, ich muß gestehen, mit Thränen der Rührung die Hand und sah, daß sie ebenfalls tief ergriffen war. Und das steigerte sich bei jeder Probe. Wenn ich sagte: „Da seh' ich dich, die Krone aller Frauen", da leuchteten ihre tiefblauen Augen, und wenn sie sprach: „Kämpfe fürs Vaterland, du kämpfst für deine Liebe!" so konnte ich mich schwer enthalten, sie zu umfassen, und als wir hinter den Kulissen waren, legte sie wie ermattet ihr Köpfchen an meine Schulter, und ich preßte einen heißen Kuß auf ihre schöne Stirn. Von da an nannten wir uns du, und in der nächsten Probe traf mein Kuß ihre süßen roten Lippen, die ihn warm erwiderten. Von Liebe hatten wir außerhalb der Worte des Dichters noch keine Silbe gesprochen; aber ich glaubte, überzeugt zu sein, daß meine Gefühle erwidert wurden. Natürlich führte ich sie nach jeder Probe heim, und sie ließ es gern geschehen.

Endlich nahte der Abend der Aufführung, die noch zweimal wiederholt wurde. Es waren geradezu festliche Ereignisse für die ganze Stadt. Das Haus war jedesmal bis auf den letzten Platz gefüllt. Alles harrte in atemloser Spannung auf die Hebung des Vorhangs, und wenn dann die Gesänge des Fischerknaben, des Hirten und des Jägers erklangen, zitterte ein wonniger Schauer durch die ganze Zuhörerschaft. Die Aufführung ging flott von statten; wir bedurften keines Souffleurs. Und Mila! Sie war eine herrliche Erscheinung, in schwarzem Sammtkleid mit Schleppe und einem Barett mit weißen Federn. Es wurde ihr stürmisch Beifall geklatscht, und am Schluß des dritten Aktes rief man sie heraus; ich begleitete sie an die Rampe, ohne zu glauben, daß es auch mir gelte, und war stolz auf sie.

Aber auch diese Freude nahm, wie jede andere, ein Ende; auch die an diese Vorstellungen geknüpfte patriotische Begeisterung verflog; denn wichtigere Ereignisse bereiteten sich in jenem so viel bewegten Jahr 1847 vor. Als die letzte Aufführung vorüber war, ging mir ein Stich durch das Herz. Es war ja das letzte Mal, daß ich die Geliebte nach Hause führen durfte. An allen drei Festabenden hatte ich außerhalb der Bühne wenig mit ihr verkehren können. Es war ein zu lebhaftes Hin und Her der vielen Darstellenden, als daß an eine Aussprache oder gar Zärtlichkeit zu denken gewesen wäre, und wenn ich mit ihr durch die obere Stadt ging, so waren wir Beide von der Vorstellung allzu ermüdet und bewegt, als daß wir viel sprechen mochten, und mit schwerem Herzen ging ich nach stummem Gutenachtkuß wieder allein durch die dunkeln Lauben, in denen nur noch spärliche Laternen brannten und spärliche Heimgänger wandelten, die Stadt hinab an die Gerechtigkeitsgasse, wo wir damals wohnten. Wenn ich bei diesem Anlaß wieder am Theater vorüber kam, dachte ich seufzend: „Nun ist das Glück ja bald verflogen," und das letzte Mal: „Nun ist es ganz zerschellt!" Eine bange Ahnung völliger Trennung von Mila durchbebte mich, wenn ich die Arkaden hinabschritt, meine Tritte dumpf dröhnten, mein Stock auf den Fliesen klirrte und mein Schatten bald vor-, bald rückwärts geworfen wurde. Diese Lauben hatten immer etwas Mystisches, Geheimnisvolles für mich; ich mußte denken, wie viele herzbewegende und herzzerreißende Szenen haben diese massiven Gebäude mit den mächtigen Pfeilern gesehen; wie oft erschollen hier klirrende Waffen in den verschiedenen geschichtlichen Wirren, wie oft hinwieder schwere Seufzer unglücklicher, heimliches Geflüster glücklicher Liebe! — Als ich am letzten Tell-Abend von Mila mit einem heißen Kuß an der Hausthür ihrer Wohnung Abschied nahm, übermannte mich der Gedanke: „Ist es wohl der letzte?" Und als ich bei uns zu Hause die steinernen Wendeltreppen mit ihren von Feuchtigkeit glänzenden Wänden emporstieg, glaubte ich, von Gott verlassen zu sein. Ins Café Suisse mochte ich nicht mehr gehen. Mila war ja nicht für mich dort, und rasende Eifersucht durchtobte mich, wenn ich an die trinkenden und rauchenden Kameraden dachte, die, ein Spund an der Spitze, ihr dort den Hof machten. Ich konnte diesen Gedanken nicht ertragen; Eltern und Geschwister fragten mich besorgt, was mir fehle, und ich gab ausweichende Antworten.

Diesen Zustand glaubte ich nicht länger aushalten zu können und entschloß mich, es waren etwa drei Wochen nach der letzten Aufführung, im April, als der Frühling gekommen, Mila eines Abends, da sie aus der Musikstunde heimkehrte, bei ihrer Hausthür zu erwarten und um eine Unterredung zu bitten. Sie kam

Grenadier der Helvetischen Legion 1799—1803.

und lächelte freundlich, als sie mich sah. Ohne langes Besinnen ging sie an meiner Seite in der Arkade hin und her. Da begann ich: „Mila, Geliebte, sag' mir um des Himmelswillen, wie stehen wir zusammen? Liebst du mich wirklich, wie ich dich liebe?"

„Aber, lieber Harald, welch sonderbare Frage! Allerdings liebe ich dich; ob aber so stark wie du mich, das weiß ich wirklich nicht, auch nicht, ob auf dieselbe Art."

„Mila, ich fürchte, es ist nicht mehr, wie bisher. Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll. Die Theaterliebe ist vorbei, und die Wirklichkeit ist angebrochen. Mila, ich weiß nicht, ob du mich verstehst, ich meine, ob du so lieben kannst, daß jedes andere Gefühl in den Hintergrund tritt. Kurz, ohne viel Worte, ich frage dich, ob du mein, ganz allein mein sein willst."

In Milas Blicken lauerte wieder der kleine Dämon, den ich bisweilen bemerkt und peinlich empfunden hatte.

„Lieber Harald," sagte sie, „wohin denkst du? Ist es dir nicht klar, wie jung wir beide sind, viel zu jung, um uns jetzt schon zu binden, ja, ich will sogar sagen, um uns an einer andern Verbindung, die uns später erwünschter sein könnte, verhindern zu lassen? Was würden die Leute sagen? Wir könnten doch unmöglich als Brautpaar gelten, du, ein Student, und ich, eine Musikschülerin und zudem Wirtstochter. Ich bin überzeugt, du, als Professorssohn, wirst einst eine bessere und feinere Partie machen, — ob ich, weiß ich nicht; es gibt unvorhergesehene Zufälle. Kurz, es geht nicht. Sei mir nicht böse, gelt?"

Ich war sprachlos und fühlte die Kehle wie zugeschnürt. Wir waren eben wieder beim Café Suisse angekommen. Da bot sie mir schnell die Hand und verschwand in der Hausthür.

Freiburg. Fusilier des Contingents 1806. Rock dunkelblau, Hosen hellblau.

Wie ich an jenem Abend nach Hause kam, dessen kann ich mich nicht erinnern. Ich weiß nur, daß ich nachts in ein hitziges Fieber fiel, das rasch überhand nahm, und viele Tage lang war ich bewußtlos. Meine Angehörigen fürchteten für mein Leben. Ich ahnte selbst solches, und ohne mir klar zu sein, was ich sagte, fragte ich einst meine Mutter: „Nicht wahr, wenn ich wieder ausgehen kann, so trägt man mich auf einer schwarzen Bahre?" Sie verzweifelte beinahe. Auch phantasierte ich vom Theater und von Mila, die zu Hause wohl bekannt und deren Beziehungen zu mir dort kein Geheimnis mehr waren.

Endlich aber siegte meine gesunde Natur, und als ich im Mai, noch sehr schwach, an des Vaters Arm auf die Plattform ging, wo die roten Kastanienblüten prangten, fühlte ich, daß ein neues Leben in mir aufging.

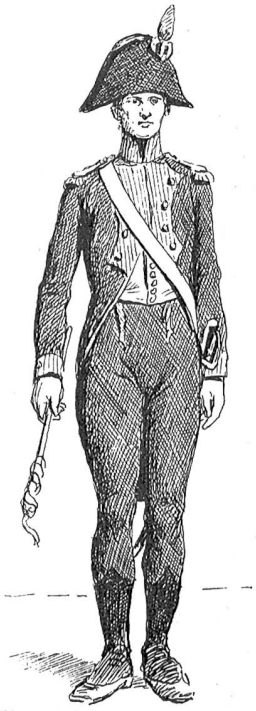
3.

Wandlungen.

Nachdem ich wieder fähig war, über das Vergangene nachzudenken und meine innern Blicke auf das Zukünftige zu richten, erkannte ich, daß ich kein Werther war. Mila hatte ja im Grunde recht; diese Liebelei hätte zu nichts geführt. Sie war ihr wie mir eine angenehme Rückerinnerung, und sie wollte freie Hand behalten. Ja, sie war ein kluges Mädchen! Klüger als der angehende Gelehrte. Ich war bald entschlossen, mich von dem Zauber, der mich gefangen gehalten, energisch loszureißen. Mein Vater wünschte, daß ich die Rechte studierte, und ich belegte im Sommersemester die Institutionen. Ich gedachte aber durchaus nicht, meine Lieblingsmuse aufzugeben. In den Mußestunden fuhr ich fort, die Meisterwerke der dramatischen Dichtung durchzuarbeiten, und begann selbst, Pläne zu eigener Betätigung darin zu fassen. Sonderbarer Weise waren die Helden, die mir vorschwebten, keine sympathischen oder erhabenen Charaktere; ich warf mich vielmehr auf Scheusale und Ungeheuer, von denen ich dachte, daß sie ihren Untergang redlich verdient hätten. Meine zwei ersten Stoffe waren, man staune — Attila und Cäsar Borgia! Sie wurden aber niemals fertig; die nachfolgenden Ereignisse gestatteten ihre Ausarbeitung, zum Glück darf ich sagen, nicht.

Generalstabsoffizier 1808 (grüner Rock mit rosa).

In derselben Zeit trat ich der „Helvetia" bei und stolzierte in der farbigen Mütze und mit dem Band. Als ich einst mit den Gleichfarbigen im bekannten „Ständli" beim Zeitglockenturm mich unterhielt, alle über einen Einfall herzlich lachten, kam gerade Mila, jetzt im breitrandigen Strohhut, vorbei, und als sie mich bemerkte, lächelte sie schelmisch und lispelte: „Tag, Herr Halm." Neckend stießen mich die Andern an, während ich kühl die Mütze lüftete, obschon mich ein empfindlicher Stich durchfuhr. Sonst sah ich sie nur von weitem, ohne daß sie mich bemerkte; ich kam auch fast nie in die Nähe des Café Suisse. Unser Verein tagte oder nachtete bei Eggimann zum „Eidgenössischen Kreuz" an der Zeughausgasse, und die freien Zusammenkünfte fanden bei Zimmermann, genannt Zar, an der Brunngasse statt, einem originellen Koloß von Mann, mit dessen Derbheit auch die „Zarin" wetteiferte.



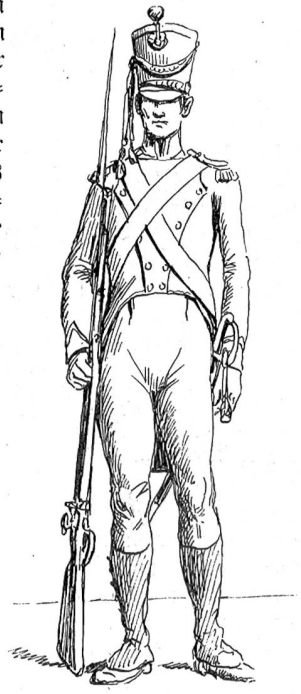
Freiburg. Artillerie des Freikorps 3 des Contingents. 1806. (dunkelblau mit roten Beschlägen).

Es kam die Zeit der Krisis des Sonderbundes. Als der Krieg gegen diesen ausgebrochen war, wurde auch das Studentenkorps, dem ich eingereiht war, aufgeboten und mit eidgenössischen Armbinden geschmückt nach der Luzernergrenze dirigiert. Wir besetzten Langnau und wurden dort einquartiert. Mich traf es zu einem Bauern, namens Lehmann, dessen abgelegenes Gehöft ich spät abends erst aufsuchte. Eine Frau, die ich nach ihm fragte, versicherte mich, es heiße hier fast alles Lehmann, die Einzelnen aber seien nur nach Spitznamen bekannt. Sie ging dann mit mir zum nächsten besten und fragte ihn: „Bist du an Lehma?" Das amüsierte mich mächtig, daß man jemand duzte, ohne seinen richtigen Namen zu wissen. Die Quartiere wurden mehrmals gewechselt, und ich kam dann mit mehrern meiner Waffenbrüder in den „Bären." Die Verpflegung war derb, aber reichlich Natürlich spielte das Emmentaler Lieblingsgetränk „Gaffe" (d. h. Kaffee), in ungeheuern Kannen mit Milch gemischt ohne Zucker, die Hauptrolle, nebst ebenso riesenhaften Brotlaiben und Käseschnitten, dann die famose Eierrösti u. s. w. An patriotischen Wünschen, gegen den Feind geführt zu werden, fehlte es nicht; sie wurden aber vereitelt. Die Regierung, für das kostbare Leben der studierenden Jugend besorgt, deren Eifer hinlänglich befriedigt erschien, rief uns zurück, und man trat den Heimweg mit (vielleicht nicht allgemein ernst gemeintem) Murren an, im November in den April geschickt zu sein.

Der Sonderbund war niedergeworfen; General Dufour erhielt in Bern einen feierlichen Fackelzug, den ich mitmachte, und es erschien das „tolle Jahr" 1848. In der Schweiz merkte man nicht viel davon, ausgenommen durch die Zeitungen und versprengte badische Flüchtlinge, deren Gros aber erst im folgenden Jahr fühlbar wurde. Meine Muse warf sich auf die politische Poesie. Ich ließ die Pandekten links liegen und besang in allen möglichen Versarten, gereimten und ungereimten, die Volkserhebungen in Deutschland, Italien und Ungarn, mehr mit gut gemeinter Begeisterung, als Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse, die oft recht sehr anders waren, als der ferne Beobachter ahnte. Ich ruhte demgemäß auch nicht, bis mein Vater mir gestattete, mit großen Opfern seinerseits, meine Studien in Heidelberg fortzusetzen. Auch hier ging die Politik der Rechtswissenschaft voran; aber ich sah mich in vielen Beziehungen enttäuscht. Besonders, als es 1849 losging und ich sehen mußte, daß, was man unter Republik verstand, in Wahrheit Anarchie war. Ich wurde gezwungen, ein Gewehr zu ergreifen und den Revolutionsscharen zu folgen. Von Niederlage ging es zu Niederlage, bis wir an der Schweizergrenze bei Rheinfelden von den eidgenössischen Truppen entwaffnet wurden. Freilich war ich hier nicht Flüchtling, sondern Landeskind; aber die vereitelten Hoffnungen machten mich trübsinnig, und ich fragte mich beständig, was denn eigentlich Freiheit sei?

In Bern angekommen, wo meine Familie mich bereits standrechtlich erschossen wähnte und daher glücklich war, mich wieder zu haben, wurde ich in den Kreisen der Radikalen und der Flüchtlinge, die sich bei „Zar und Zimmermann" zusammenfanden, unverdienter Weise als Freiheitskämpfer begrüßt und genötigt, diese Kreise oft zu besuchen, was mich aber nicht abhielt, meine unterbrochnen Studien im juristischen sowohl, als im literarischen Fach wieder aufzunehmen und fleißig zu verfolgen. Was jene Leute von einer bald ausbrechenden allgemein europäischen Revolution faselten, imponierte mir nicht; ich sah bereits klar, daß statt dessen vielmehr die Reaktion Fortschritte machen werde, und vertiefte mich daher am liebsten in Zeiten, die der damaligen fern lagen, und mich ihre Misere nicht erblicken ließen. Mehr interessierte mich, daß ich gelegentlich von Mila hörte, ohne daß es mir zu Herzen ging. Das Café Suisse war in andere Hände übergegangen, und die verwitwete Mutter des Mädchens hielt in einer Seitenstraße einen sog. Cercle des Etrangers, wo sich zumal Gesandtschafts-Attachés, durchreisende Engländer, Amerikaner, Franzosen, Russen u. s. w. einfanden. Es wurde dort hoch gespielt, und der Champagner floß in Strömen. Man lud mich ein, diese Gesellschaft in einer Verkleidung zu besuchen; ich war aber sicher, daß Mila mich sofort erkennen würde, und sowohl Spiel- als Trunksucht war mir ein Greuel. Ich hatte auch genug, als man mir ein Daguerreotyp zeigte, das Mila hinter einem reichbesetzten Büffett darstellte. Ihre Blicke waren herausfordernd, und wenn auch wo möglich schöner noch, war aus dem kleinen ein großer Dämon geworden; doch wurde mir versichert, es sei ihr nichts Unehrenhaftes nachzuweisen, sie müsse nur wider ihren Willen der Mutter als Lockvogel dienen.

Indessen war die Nachwirkung der Sympathien des Radikalismus mit dem revolutionären Ausland nicht ausgeblieben. Im Kanton Bern erhoben sich die reaktionären Elemente, das Patriziat, das Bauernprotzentum und der Ultramontanismus im Jura gegen das von Mißgriffen nicht frei herrschende System. Die Gegenwehr war allerdings mächtig. Am 25. März 1850



Zürich 1815. Soldat der Standeslegion.

zogen wir Helveter mit unabsehbaren Scharen, alle mit Tannzweigen geschmückt, nach Münsingen auf die Bärenmatte; es folgten die Gegner und tagten auf der anstoßenden Leuenmatte; beinahe kam es zu einem Zusammenstoß; schon war der trennende Hag durchbrochen, und es wurden Knüttel geschwungen; aber die Störung blieb ohne Fortsetzung. Alles war indessen umsonst; die Reaktion siegte am ersten Maisonntag, und die Anhänger der gestürzten Partei wurden vielfach angefeindet. Zu diesen gehörte auch mein Vater, der sich deshalb bald nachher entschloß, nach Amerika auszuwandern. Wir bereiteten alles vor, und im Herbst ging es über Basel und Paris, wo im Bonapartismus bereits alles Freiheitsgefühl erstickt war, nach Havre. Der erste Anblick des Meeres ergriff mich mächtig und wird mir unvergeßlich sein. Nach stürmischer Fahrt landeten wir im Castle Garden zu New-York und fuhren nach kurzem Aufenthalt, von dem Wesen und Treiben der Yankees angewidert, westwärts. Die Schweizerkolonie Highland im Staat Illinois war unser Ziel. Mein Vater wollte Obstpflanzungen anlegen, ich sollte Advokat werden! Das war bald gedacht; aber die Schwierigkeiten häuften sich riesengroß. Ich will mich dabei nicht aufhalten; kurz, nach einem Jahr waren alle Hoffnungen gescheitert, und wir gründlich amerikamüde, so daß wir uns zur Rückkehr nach Europa entschlossen. Es ging von St. Louis den Mississippi hinab nach New-Orleans, wo ich Gelegenheit hatte, die Greuel der Sklaverei mitanzusehen, die damals von Mstr. Beecher-Stone so erschütternd gemalt wurden, daß man es in Europa — mit Unrecht — für übertrieben hielt. Abermals nahm uns das Meer auf und trug uns nach Liverpool, von wo wir über die Millionenstadt London und Antwerpen wieder in das Vaterland kamen. In Bern war unseres Bleibens nicht mehr, und so ließen wir uns in unserer eigentlichen Heimat Kaltenberg in der östlichen Schweiz nieder, wo mein Vater einst eine Rolle gespielt hatte, und wo wir nun beide durch seine Freunde günstige Stellungen erhielten. Die Juristerei hatte ich an den Nagel gehängt und war glücklich, als Bibliothekar meinen litterarischen Neigungen folgen zu dürfen.

Hier erfuhr ich durch Freunde aus Bern, daß Mila schon seit einem Jahr verschwunden sei. Einige wollten wissen, sie sei zum Theater gegangen, Andere, sie sei mit einem Fremden, der in Bern aufgetaucht war und durch sein exzentrisches Wesen in der Stadt und im Cercle großes Aufsehen erregt, durchgegangen. Ueber diese Nachricht verwunderte ich mich nicht. Ich dachte schmerzlich: „Von Stufe zu Stufe!" Sie war einst klüger gewesen als ich; jetzt war ich es geworden. Nicht daß ich mir etwas darauf einbildete; aber ihre Geschichte war mir lehrreich.

4. Mein Stern.

Von meiner neuen oder vielmehr wiedererlangten alten Heimat aus begab ich mich in jedem Spätsommer, wenn die ärgste Hitze vorbei und der größte Zusammenstrom von Touristen überwunden war, auf eine Fußreise durch Gebirgsgegenden. Es war gegen die Mitte der fünfziger Jahre, als es mich wieder einmal nach der lieben Rigi hinzog, die noch nicht von Eisenbahnen verunstaltet war. Vom Klösterli, wo ich über Nacht geblieben, war ich in aller Frühe aufgebrochen, um auf dem Kulm den Sonnenaufgang zu genießen. Ich will diesen Götteranblick, den schon die indischen Vedalieder verherrlichen, nicht durch eine neue Schilderung entweihen und lasse im Geist nur meine Blicke über das Publikum schweifen, das von dieser hohen Gallerie aus dem Aufgang des Vorhangs vor Kälte stampfend entgegenharrte. Da erfaßten diese meine Blicke ein elegantes Paar, das gleich einer Erscheinung vor mir vorüberhuschte. Er, hochgewachsen, mit schwarzem Haar und Schnurrbart und stechenden Augen, sie mit einem mir nicht fremden Paar blauschwarzer Augen, die dämonisch nur eine Sekunde zu mir herüberblitzten und sich dann sofort von mir ab-, und ihrem fremdartigen Gefährten mit einer Bemerkung, die ich nicht verstand, zuwandten. Ob es Mila war oder eine Doppelgängerin? Ich war meiner Sache nicht sicher und konnte es auch nicht werden; denn eine andere Erscheinung fesselte mich weit mehr. Eine stattliche, junge Dame mit echt germanisch blondem Haar und wundervollen, unschuldig blickenden, hellblauen Augen sah unweit von mir mit tiefsinnigem Verlangen nach der langsam aufsteigenden Tageskönigin hin. In ihrer Begleitung befanden sich ein Herr und eine Dame mittlern Alters, die sich abwechselnd eines Feldstechers bedienten. Ich behielt das schöne Mädchen im Auge, und als die Sonne aufgegangen war und man sich zum Frühstück in das damalige einfache Hotel begab, nahm ich in der Nähe der drei Gäste Platz; das früher beobachtete Paar war nicht mehr zu sehen. Ich knüpfte eine harmlose Unterhaltung mit meinen Nachbaren an, und als sie vernahmen, daß ich aus Kaltenberg sei, horchte der Herr auf und fragte mich, ob ich Herrn Professor Dr. Arnold Halm kenne. „Mein Vater," antwortete ich froh erstaunt, „mein Name ist Harald Halm, Bibliothekar." Ebenso freudig war die Ueberraschung des Herrn, der sich mir dann als Regierungsrat Mannhard aus Seeburg und seine Gefährtinnen als seine Gattin und ihre Nichte, Fräulein Hedwig von Walden vorstellte. Ich wußte, daß mein Vater einst in der Familie Mannhard als Student Unterricht erteilt hatte, und sah nun, daß er dort in gutem Andenken geblieben war. So kamen wir in anregenden Gedankenaustausch und beschlossen endlich, unsere Reise gemeinsam über Rigi-Scheideck nach Gersau und von da über den See nach Beckenried, Buochs und Stans fortzusetzen, von wo sich dann unsere Wege allerdings scheiden würden.

Das war ein entzückendes Wandern! Herr und Frau Mannhard überließen Hedwig meiner Gesellschaft; man sah, daß sie alles Vertrauen in mich setzten. So konnten wir mit Muße unsere Gefühle austauschen bei der wundervollen Aussicht von der Bergeshöhe auf das riesige Hochgebirg in der Ferne, den vielzackigen Pilatus gegenüber, den blaugrünen See mit seinem Wellengekräusel in der Tiefe, über dem ein azurblauer Himmel sich wölbte mit blendendem Sonnenschein. Aber nicht nur das! Hedwig von Walden, aus einer Patrizierfamilie entsprossen, besaß eine vielseitige Bildung; sie konnte mit mir über mein Steckenpferd, die dramatischen Meister, mit Sachkenntnis sprechen. Sie hatte nicht nur Shakespeare, Goethe und Schiller mit

Verständnis sich zu eigen gemacht; sie kannte auch die Antigone und die Sakuntala. Alles ohne ein Blaustrumpf zu sein; geschrieben hatte sie nichts und wollte dies auch nicht. Vor allem aber erschien sie mir in einer Reinheit der Seele, die vom Bösen keine Ahnung hatte, außer vom Gelesenen, und ich hatte Anlaß zu bemerken, daß sie schlüpfrige Stellen der genannten Dichter nicht verstand. Als wir in Gersau ankamen, bat sie: „Ach, Onkel und Tante, nicht wahr, wir gehen noch weiter, es ist zu reizend!" Das würdige Ehepaar lächelte verständnisinnig, und wir wandelten am See hin nach Brunnen, und dann (die Axenstraße bestand noch nicht) nahmen wir, da der Dampfer nicht überall anlegte, wo wir es gewünscht hätten, ein Boot und fuhren, auf der herrlichen Wasserfläche schaukelnd und bei der Tellskapelle ankehrend, nach Flüelen. Ueberall hatte Hedwig Gelegenheit, bald mit inniger Begeisterung im Blick, bald mit komischem Pathos Verse aus Schillers Tell zu zitieren. Da mußte ich an Mila denken und an den himmelweiten Unterschied zwischen Beiden. Dort eine mühsam gezüchtete Treibhauspflanze, hier die taufrische Alpenrose! Was war aus jener geworden, was würde aus dieser werden? Ich zweifelte in beiden Fragen nicht am Resultat.

Wir blieben die Nacht in Flüelen und fuhren am andern Morgen wieder im schwankenden Kahn nordwärts, stiegen im Rütli aus, wo das Zitieren beiderseits das ältere Paar herzlich lachen machte, und gelangten um den Schillerstein herum nach Beckenried, wo wir wieder das Land betraten. Nun ging es durch das idyllische Nidwalden, Hedwigs ursprüngliche Heimat, d. h. die ihrer Voreltern; sie war längst verwaist. In Stans schlug leider die Abschiedsstunde; aber alle meine drei Reisegefährten ruhten nicht, bis ich ihnen mein Wort gab, sie in Seeburg aufzusuchen, und als Hedwig mir ihre weiche Hand reichte, glänzten Thränen in ihren schönen Augen, und ich fühlte, daß wir für einander bestimmt waren, am Blick und am Tonfall ihrer Rede. Einsam nun, zugleich schmerzlich bewegt von der Trennung und wonnig von der Aussicht auf baldiges Wiedersehen, wanderte ich, vor mir her Studentenlieder trällernd, nach Sarnen und am andern Tag über den Brünig nach dem Berner Oberland. Nachdem ich auf dem Dampfer des Brienzersees von meiner Fußwanderung ausgeruht, schwärmte ich in Interlaken und auf der Wengernalp beim Anblick der Jungfrau von Fels und Schnee für eine andere von Fleisch und Blut und fuhr auf dem Thunersee weiter. Müde kam ich in Bern an und frischte hier meine Jugenderinnerungen auf. Im „Maulbeerbaum" am Schanzengraben traf ich mehrere mich jubelnd begrüßende Jugendfreunde, ebenso abends im „Hopfenkranz" an der Matte. Es fehlte auch nicht an Gerüchten über Mila. Einem meiner Freunde gegenüber behauptete ein Verwandter, der in Paris gewesen, dort in einem Spielhause in einer angeblichen Madame de Beaumont, die mit ihrem hochgewachsenen, schwarzlockigen Begleiter Gegenstand vieler Aufmerksamkeit war, — Fräulein Emilie Stricker aus dem Café Suisse erkannt zu haben; in Monsieur de Beaumont, wußten andere Besucher jenes Lokals, sei ein Hochstapler und gewesener Schauspieler zu erblicken.

In meinem Herzen hätte sich tiefes Mitleid mit dem Mädchen von unzweifelhaft guten Anlagen geregt, wenn sich nicht vor dieses Bild seit kurzem ein anderes, lieblicheres geschoben und es verdunkelt hätte. Von diesem Ideal erfüllt, eilte ich auf Flügeln der Liebe mit der Post über Langnau, wo sich die Erinnerung von 1847 tragikomisch geltend machte, nach Seeburg. Schon von weitem sah ich, als ich den Hügel zur Villa „Steinburg" erstieg, Hedwig am Fenster stehen. Als ich nahe war, erhob sie, freundlich lächelnd, die liebe Hand zur Begrüßung, verschwand, kam mir auf der Treppe mit holdem Erröten entgegen und hieß mich, eine gewisse Aufregung nicht verbergend, mit warmem Händedruck willkommen. Auch die Pflegeeltern waren sehr erfreut und nahmen es gar nicht anders an, als daß ich ein paar Wochen dort bleiben würde. Wir kamen an diesem ersten Abend gar nicht aus fröhlichem Plaudern und Lachen heraus, und Hedwig verschönerte ihn durch ihr Klavierspiel, das mich innig ergriff, nicht nur, wie das von Mila, erheiterte und unterhielt. Sie legte ihre Seele hinein, und das war eine Seele der Unschuld und Reinheit.

(Fortsetzung folgt).

Zürich 1815. Chasseur à cheval.
(Rock grün, Hosen hellblau, Federbusch grün).